Bellevue

EVA

Von Jaermann/Schaad

Stella, sing!

Die Sängerin Stella Cruz hat unglaublich viel Talent. Und trotzdem nimmt sie nur Alben auf, wenn jemand sie darum bittet. Wieso nur ist sie so bescheiden?

Erika Burri

Sie hat einen Wunsch, diese feine und ein wenig trollige Erscheinung namens Stella Cruz. Eigentlich Estella Wiss, aber Stella Cruz, das weiss sie schon, passt besser zu ihr, der Sängerin und Multiinstrumentalistin. Der Wunsch ist bescheiden. Und er liesse sich schon morgen erfüllen: An einem Konzert würde sie sich gerne auf einem Flügel begleiten.

Herrje, es wird Zeit, dass diese Frau ihren Flügel bekommt. Flügel, ja, sie soll fliegen und uns mitnehmen in ihr Universum, wo Watte uns vor dem Fallen schützt, vor dem Verletztwerden. Wo sie uns aber auch in Tiefen führt, dorthin wo Tod und Tränen lauern. In ihrem Universum, wird gespielt und getanzt, geweint und ganz viel geträumt.

«Life will take me home», singt sie. Und damit meint sie keinen physischen Ort. Vielleicht eher das Zuhause in sich, dem eigenen Körper. Da ist es egal, wo man gerade ist. Oder woher man kommt. So viel Glück haben nicht alle mit ihrem Leben. Stella Cruz, so scheint es, hat es.

Es war ein Weg dorthin, ihr Weg. Er hat sie einmal um die Welt geführt und wieder zurück nach Zürich-Wollishofen, wo sie aufgewachsen ist. Ihre Mutter Filipina, mit Nachnamen de la Cruz, ihr Vater Schweizer, Nachname Wiss. Sie tagsüber an der Arbeit im Spital, er Hausmann. Und mittendrin die trollige Kleine, die nie gross wurde. Ein Kind, 1983 geboren, das ständig sang, spielte, hüpfte, tanzte.

Die ständige Frage

Aufgewachsen ist Stella Cruz mit der Frage: Woher kommst du? Sie hat die Frage nie wirklich verstanden. Sie wurde ja hier geboren, ging hier zur Schule und sang mit, wenn ihr Vater Schwyzerörgeli spielte. Aber sie sah halt anders aus. Das überforderte sie zuweilen. Und das führte dazu, dass sie sich irgendwann auf die Suche machen musste. Doch zuerst lernte sie Klavier und E-Gitarre spielen. Sie ging in den Stepptanz-Unterricht, und nach der Matura nahm sie Gesangsstunden.

Einmal um die Welt – und dann zurück nach Wollishofen: Stella Cruz. Foto: Giorgia Müller

Stella Cruz war eine, die am Gymnasium den Ballettsaal für sich alleine mietete, darin tanzte – und niemandem davon erzählte. Sie träumte noch ein Weile von einer Tanzkarriere in New York. Aber eigentlich hatte sie schon wieder etwas anderes im Kopf: Französisch wollte sie studieren. Doch nach ein paar Monaten taten ihr die Ohren weh vom hölzernen Français fédéral, mit dem an der Uni über Lautverschiebungen diskutiert wurde. Sie wollte weg.

Sie sagt, dass sie sich nicht so viel überlegt habe, als sie sich für die Aufnahmeprüfung an der Jazzschule der Zürcher Hochschule der Künste (ZHDK) angemeldet habe. Sie sang «Turn Me On» von Norah Jones, der sie vielleicht schon ein wenig nacheifert, von der ihre Musik auch etwas hat. Von Jazz hatte Stella damals keine Ahnung. Aber Stella war gut.

Das geheilte Herz

Abgeschlossen hat sie die Schule mit einem Master in Stimmpädagogik. Das Unterrichten sichert nun ihr Überleben. Doch bevor die Schule sie entliess, bot sie Stella Cruz an, ein Album aufzunehmen. Aber Stella hatte den Flug auf die Philippinen schon gebucht. Sie wollte zu ihren Wurzeln, fand Entwurzelung und am Schluss sich selber. Darum geht es in ihrem Album «Simplify», das 2011 schliesslich nach der Reise mit der Unterstützung der ZHDK und dem Sound Development Studio erschien.

Danach ging eine Zeit lang nichts. Eine lange Beziehung ging in die Brüche. Die Musik musste erst einmal ihr eigenes Herz heilen. Diesen Frühling dann wieder ein Album, «Phoenix», eine Platte, die einen erneut fortträgt. SRF 3 hat zumindest schon mal den Song «Desert Lullaby» in seine Rotation aufgenommen.

Die Platte war wieder nicht ihre Idee, sondern die vom Perkussionisten Stephan Rigert, der sie auf der Website eines Open Airs entdeckte und gleich wusste: Mit ihr funktionierts. Er bat sie, Lieder zu schreiben und finanzierte die Platte vor.

Das Leben bringt diese Frau zum Glück auf den richtigen Weg, dorthin, wo sie hingehört: auf die Bühne, mit Flügel, wenn da denn mal einer wäre. Will sie das auch? Irgendwie schon, sagt sie. Ach, sie kokettiert. «Stella, sing!», haben ihr die Menschen auf den Philippinen ständig zugerufen. Ja, Stella, sing!

Konzerte: 13. September Kleinkunst Rüschlikon; 16. Oktober Bogen F; 18. Oktober Mehrspur im Toni-Areal.

Stadtgeschichte **Miklós Gimes**

Der Kopf des Pharao

Alle lieben die Lange Nacht der Museen. Die Leute stehen vierzig Minuten an für den Erdbebensimulator der ETH, darin kann man miterleben, wie in Taiwan die Erde rumpelt, fünfzig Sekunden lang, sogar ein Topf mit Plastikblumen fällt vom Gestell.

Es ist die lange Nacht der Kinder. Ein Halloween der Kultur und Wissenschaft, die Kuratoren geben sich wahnsinnig Mühe, es gibt Malwettbewerbe, in den Werkstätten der Museen wird geklopft und gehämmert; manchmal hat man genug von der Museumspädagogik und denkt, warum kann man die Sachen nicht einfach anschauen und sich erklären lassen? Aber am Ende erliegt man dem etwas nerdigen Charme der jungen Akademiker, ihrer Freude und Begeisterung.

Grossandrang auch in der Archäologischen Sammlung, junge Frauen in weissen Togen schicken die Kinder mit Taschenlampen und Fragebögen durch einen dunklen Gang. Bilder von Mumien an den Wänden, gleichen sie Katzen? Krokodilen? Affen? Auf einem Sockel steht der Kopf von Tutanchamun, König von Ägypten 1332 bis 1323 vor Christus, warum hat er 413 kleine Männchen mit ins Grab genommen?

Die Kinder füllen aufgeregt ihre Blätter aus, und da passiert es: Alle drehen sich um, Eltern, Kinder, die russische Mutter, der alte Mann, sie haben den Aufprall gehört. Es besteht kein Zweifel, der Kopf des Pharaos liegt am Boden, Stücke vom Hals sind abgebrochen, Gipsstaub überall. Ein wortloses Raunen, die Leute gehen einen Schritt zurück. Qualvolle Minuten – nein, waren es meine Kinder? Die ganze Entspanntheit der langen Nacht ist weg.

Und dann die Erlösung, ein Mann setzt den verletzten Kopf wieder auf den Sockel, wahrscheinlich der Vater des Täters. Jetzt fragen sich alle, wie der Mann sich aus der Affäre ziehen wird. Alle beobachten, misstrauisch, er wird wohl nicht etwa abhauen? Niemand sagt etwas, niemand hilft. Alle denken, Gott sei Dank ist das mir nicht passiert.

Ein Mann vom Sicherheitsdienst, er trägt einen dunkelblauen Anzug, kümmert sich um den Fall. Ich weiss nicht, wie sie es geregelt haben; später sehe ich den unglücklichen Vater mit seinem Sohn, wie er ihm etwas auf Italienisch erklärt. Ich schaue an ihm vorbei, starre angestrengt auf die Schaukästen, Gipsabgüsse von Sokrates und Epikur, die Intelligenzija des Altertums. Eins ist sicher: Es wäre in keinem anderen Land so abgelaufen, die Ungarn hätten sich eingemischt und zu streiten begonnen, die Italiener hätten gestikuliert, die Engländer Sprüche gemacht, «das Kind wird er dalassen müssen als Pfand».

Am nächsten Morgen mache ich mir Vorwürfe, dass ich den Italiener nicht angesprochen habe. Warum habe ich ihn nicht erlöst vom Pranger? Von seiner Einsamkeit? Etwas hat mich zurückgehalten, vielleicht war es das Schweigen der Leute, das Wegschauen, vielleicht dachte ich insgeheim, dass er seinen Kleinen nicht im Griff hat – dabei hätte es jedem von uns Eltern passieren können. Stell dir vor, es wäre ein Afrikaner gewesen, oder ein Deutscher. Gott sei Dank war der Königskopf nur eine Kopie.

miklos.gimes@tages-anzeiger.ch

B-Side

Geili Teili

Lushe Lotion mit grossem Herz

Nicht mehr neu und doch immer wieder nett zu hören: Die Geschichten von Autos, deren Namen Spaniern spanisch vorkommen. Die vom Mitsubishi Pajero, der zum Montero wurde, weil Pajero Männer meint, die an sich selbst Hand anlegen, und gemeint sind damit keine Hobbychirurgen. Die vom Toyota Fiera wie scheusslich, oder vom VW Vento, bei dem der Spanier statt des Motors nur den Furz hört, vom Mazda Laputa ganz zu schweigen. Und hat man solche Geschichten im Kopf, kommt einem die Bodylotion im Bild dann halt etwas

lusch vor. Zumal lush zwar satt und saftig bedeutet, aber eben auch Trinker und Säuferin. Aber wohltätig ist sie, und das kann schliesslich nicht jede Lotion von sich behaupten. *(reu)*

Aus dem Grossraumbüro

Was die Schweiz gross macht

Man hört vieles im Grossraumbüro. Das ist gefährlich, denn Ohren sind versaute Lügner. Kürzlich sprachen zwei Kollegen in einiger Entfernung über ein neues Buch. Dessen Titel erwähnten sie nur einmal, er klang abenteuerlich: «Der erigierte Schwanz». Auch der Rest der Konversation passte nicht recht dazu. Es ging um Politiker, soweit der Zuhörer das Gemurmel zu entziffern vermochte. Wurde die Geri-Müller-Affäre bereits literarisch aufbereitet? Hat sich nach Oskar Freysinger und Rudolf Merz ein weiterer Politiker im Genre der Genitalprosa versucht? Um sicherzugehen, fragte der Zuhörer beim Kollegen nach. Wie der Titel des gerade besprochenen Buchs denn geheissen habe. Die Antwort: «Wer regiert die Schweiz?» *(bat)*

Das Rezept

Entrecôte provençale

Für 4 Personen
4 Entrecôtes à 140 g, Salz, Pfeffer aus der Mühle, 1 EL Bratbutter, 2 dl Rotwein, 2 dl Rindsfond, 1 TL Zitronensaft, etwas Tabasco, 100 g Speckwürfeli, 4 Frühlingszwiebeln, 80 g frische Steinpilze, 1 EL Butter, 1 EL Petersilie, fein gehackt

Das Fleisch würzen. Bratbutter in einer Pfanne erhitzen und das Fleisch beidseitig je 1 Minute anbraten, im Backofen bei 80° C warmstellen. Das Fett aus der Pfanne abgiessen, den Bratensatz mit Rotwein auffüllen und auf die Hälfte einkochen. Rindsfond zufügen und 10 Minuten kochen lassen. Die Sauce durch ein Sieb passieren und mit Zitronensaft und Tabasco abschmecken. Die Steinpilze putzen und fein schneiden. Frühlingszwiebeln rüsten, das Grüne entfernen, vierteln. Speckwürfeli und Frühlingszwiebeln ohne Fett etwa 5–6 Minuten braten. Die Pilze in Butter kurz braten. Speck, Zwiebeln und Pilze dazugeben, Petersilie darunterziehen. Entrecôte anrichten, das Gemisch darüber verteilen, mit wenig Sauce umgiessen.

Miele Kursküche, Spreitenbach

Anzeige

Miele Backöfen

Speisenthermometer

Saignant, à point oder bien cuit? Roastbeef, Braten usw. erreichen punktgenau die gewünschte Kerntemperatur.

Miele